Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 71 (1926)

Heft: 42

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Oktober 1926, Nr. 9

Autor: Züst, Albert / Jg., W.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

Oktober Nr. 9 1926

Durch Beobachtung zu gutem Stil.

Von Albert Züst.

In Schüleraufsätzen finden sich oft die kraft- und saftlosen Wendungen: Er sagte, er sprach, und wenn es gut geht, vielleicht noch: Er antwortete, er rief. Das ist natürlich grammatikalisch richtig, aber es ist nicht anschaulich. Um die Schüler zu einem besseren Stil zu bringen, habe ich sie angeregt, ihre Umgebung gut zu beobachten, und zwar sollten sie zunächst ihr Augenmerk auf den *sprechenden Menschen* richten. Zwei Wochen gab ich Zeit hiezu, und die Schüler schrieben jeweils die Beobachtungen auf ein Notizblatt nieder. Nach Ablauf dieser Frist las die Klasse ihre Beobachtungen vor, und es soll sich zeigen, was sie an allen Ecken und Enden gefunden hat:

1. *Stimme.* Er befiehlt ärgerlich, schreit zornig auf, schmunzelte, keuchte, freute sich, jubelte, weist ihn fort, ruft drohend, warnt, schimpft, gibt ärgerlich zurück, murrt, lobt, schreit aus voller Kehle, stößt zornig zwischen den Zähnen hervor, fragte mit stolpernden Worten, foppte, knirschte, jauchzte freudig, fragte neugierig, bettelte verlangend, zürnte, schimpfte aufbrausend, rief er roh, bittet, schmeichelt, schreit mit barscher Stimme, bejaht durch ein Schnalzen der Zunge, hustet ihn an, höhnt ihn aus, stöhnt ein wutentbrannter Mann, warnt aufbrausend, wundert neugierig, fordert ungeduldig, meinte er kalt, trotzte er unerbittlich, ist seine gleichgültige Antwort ...

2. *Blick.* Er schaut geringschätzig auf den andern, fragt er lauernd, schaut prüfend gegen den andern, wirft ihm einen bösen Blick zu, blinzelnd, seine Äuglein funkeln gierig auf, schaut ihn stolz an, herausfordernd, blickt kalt drein, schaut ihn scharf an, zweifelnd, freudestrahlend, schielt froh hinüber, blickt traurig auf den Boden, die Augen verdüstern sich, wirft einen gleichgültigen Blick darauf, starrt den Knaben mit schneidendem Blick an, mit erstaunten Augen, die Äuglein leuchten wie feurige Kugeln ...

3. *Gesichtsausdruck.* Sie macht eine saure Miene, verzieht das Gesicht, runzelt die Stirne, rümpft die Nase, zieht die Stirne in Falten, das Gesicht strahlt, den Mund weit aufsperrend, mit spöttischem Gesicht, heiße Tränen kollern dabei über die Backen, das Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, ein verstohlenes Lächeln liegt auf des Knaben Gesicht, zwinkert mit den Wimpern, sein Gesicht zog sich lachend in die Breite, seine Wangen erbleichten, seine Züge belebten sich, die Zähne fest zusammenpressend ...

4. *Handbewegung.* Sie droht mit dem Zeigefinger, streckt die hohle Hand aus, kratzt hinter den Ohren, klatscht in die Hände, zog dabei seine Kappe zurecht, schlug verlegen mit dem Handstock hin und her, trommelt verlegen mit den Fingern auf die Tischplatte, die Pfeife in eine andere Zahnlucke setzend, das Haar nach hinten streichend, winkt ihm mit der Hand, ballt die Hand zu einer Faust, schiebt den Hut zur Seite, streicht nachdenklich über den großen, bereiften Bart, streicht ihm tröstend über das Haar, verbarg das Lachen hinter den Händen, hielt schnell die Hand an den Mund ...

Aber auch der *stumme Mensch* muß gut beobachtet und anschaulich geschildert werden. Allzuoft finden sich die allgemeinen, nichtssagenden Wendungen: Er war groß, er kam, er ging, er hatte ein altes Kleid an usw. Auch diese Ausdrücke sollen verschwinden und anschaulicheren Platz machen. Die Klasse erhält die Aufgabe, in den nächsten Tagen den stummen Menschen zu beobachten, und die Ernte ist folgendes:

1. *Körpergestalt.* Die Hände, auf denen man die Adern gut sehen konnte, zitterten vor Schwäche. Seine Haare hatte er wohl ein Jahr lang nicht mehr abgeschnitten. Der Metzger mit der blauen Zwiebelnase. Der langhalsige Hausierer. Schwer atmet die Frau, denn sie trägt einen Kropf, so groß wie ein Zweipfünder. Die Wangen eingefallen, so daß die Backenknochen weit hervorstehen. Seine Äuglein, die weit im Kopfe drin sitzen, sind kaum zu sehen. Mit offenen Haaren, wie eine Zigeunerin, kommt sie mir entgegen. Wirr und wild war sein Haar, als wäre der Teufel darin herumgefahren. Des Herrn Schnurrbart war immer fein gedreht, als erwartete er jeden Augenblick einen vornehmen Besuch ...

2. *Kleidung.* Des Hausierers fadenscheinige Hosen schlotterten an den Beinen. Mit einer zerrissenen Weste, einem geflickten, abgetragenen Kittel und einer stellenweise fadenscheinigen Sammethose, durch die man das Hemd sah, trat der Bettler in unsere Stube. Durch die Strümpfe hätten Mäuse schlüpfen können. Seine langen Hosen glichen einer Landkarte. Ein rotes Halstuch um den Hals geknotet ... Der Knabe ertrinkt fast in dem großen Hut. Seine Schuhe hängen an den Füßen wie zwei Klötze. Bei jedem Schritt des Mannes zeigte sich ein weißer Hemdzipfel. Ein rotes, verschwitztes Band, das ihm wohl schon manches Jahr gedient hat, umschnürt seinen Leib. Sein Kopf steckte in einem verwetterten Filzhut, fast wie ein Kork in einem Flaschenhals. Sein breiter Mantel bedeckte ihn, wie die Flügel einer Henne ihre Jungen. Die Stiefel klebten so fest an seinen Beinen, als wären sie angeleimt. Sein Leibgürtel war so eng geschnürt, daß er jeden Augenblick zu zerreißen drohte. Die zwei Enden des Halstuches hingen wie Schwalbenschwänze herab. Sein breiter Kittel schlotterte so stark herum, daß man sofort merkte, daß er früher einem andern gehört hatte ...

3. *Gangart.* Geschickt wand sich der Schlingel durch die Menge. Das Fräulein tanzt leicht und wiegend den andern nach. Gewichtig stürmte sie in die Stube, als müßte sie weiß Gott was für eine Neuigkeit mitteilen. Müde und mechanisch marschierten die Soldaten. Der Betrunkene taumelte auf der Straße so herum, als hauste der Teufel in ihm. Der Hausierer keuchte schwerfällig den Weg herauf. Die Dame trippelte über die Straße. Das Kind watschelte wie eine Gans davon. Mühselig humpelte er die Straße hinan. Wie eine Kugel schoß das Kind der Mutter entgegen ...

Ein Beispiel aus der Aufsatzarbeit:

Beim Schmied.

Aus der Schmiede dringt schweres Dröhnen, das Schlagen von rüstigen Hämmern. Es ist so, als müßte es die Vorübergehenden zu gleich unermüdlicher Arbeit anspornen. In der Schmiede darf nicht lange ausgeruht werden. Alles muß vorwärts! Das unermüdliche Feuer drängt, und das Eisen wird nicht von selbst weich.

Das kräftige, lustige Schlagen und Geklapper hat mich angelockt. Die tapfern Mannen will ich sehen, die nichts ermüdet. Ihre Arbeit will ich schauen!

Etwas zögernd stehe ich an die Türe. Zu meinem Glück ist sie offen. Warmer Dunst strömt mir entgegen, wie zum Gruße.

Vor dem Amboß steht der Meister, stämmig wie ein Baum. Der wankt nicht so leicht vor einer Gefahr zurück. Seine sicheren Augen zeugen von Mut.

Er blickt nur leicht und forschend zu mir hin, dann arbeitet er weiter. Vom glühenden Eisen sprühen Funken, als wollte es sich ungern in die gewünschte Form bringen lassen. Doch das macht den Männern nichts. Sie werden nicht so schnell unruhig oder ungeduldig. Sie halten aus wie ein zäher Eisendraht.

Ein Geselle eilt auf mich zu. «So, was willst?» — Ich stehe etwas verlegen da. «Ja, ich wollte nur ein wenig zuschauen!» — Er lächelt verschmitzt. Mit schweren Tritten eilt er wieder in die Werkstatt zurück. Gewichtig zieht er einen Eisenstab aus der Esse. Geschickt packt er ihn mit einer Zange und bringt ihn zu einem «kranken» Wagen. Dabei lächelt er immer so eigentümlich. Der Meister blickt unwillig und erstaunt zu ihm her, aber auf einmal erhellt sich sein Gesicht. Der Geselle steckt den zischenden Eisenstab durch ein Holzbrett. Es leuchtet auf, das glühende Eisen hat es entzündet. Doch schnell löscht es der Geselle aus. Jetzt bahnt sich das Eisen einen Weg durch ein Blechband. Es knirscht.

Des Meisters dringender Ruf fordert zur Arbeit. Er ist kaum verständlich, denn die ungestüme Esse übertönt alles. — Der Geselle eilt zu ihm. Der Meister hebt den schweren Hammer und jetzt läßt er ihn niederfallen. Die Funken fliegen. Wieder geht der

Eisenklotz in die Höhe und wieder saust er hernieder. Das Getöse der Maschinen und das Geklapper der Hämmer ist der Schmiede Musik.

So geht die Arbeit dahin. Eisen wird mit Eisen bezwungen. Harte Arbeit macht aus dem schwarzen Metall Brot!

Beobachtungen am Tier.

Die Kinder brachten als Frucht von ungefähr zwei Wochen nachstehende Beobachtungen:

Die Katze. Sie lauert auf die Maus, faucht den Hund an, duckt sich, zieht den Kopf ein und macht sich sprungbereit, hockt am Mausloch, trippelt, schleicht sachte, holzt den Stamm hinauf, funkelt mit den weit geöffneten Augen, schaut schlau, schmeichelnd, schelmisch drein, miaut bittend, tastet auf dem Schnee, spult wohlig, als läge sie in Abrahams Schoß, sträubt drohend die Haare, streicht lüstern über die Erde, drängt sich schmeichelnd heran, wäscht sorgsam ihr Kleid. Fröhlich kugeln sie übereinander, als wären sie erst auf die Welt gekommen...

Das Huhn. Grollend versteckt die Henne ihr Köpfchen im Gefieder, horcht angstvoll auf, pickt ungeduldig im Gefieder herum, stochert vorsichtig zwischen den Erdschollen. — Stolz wie ein königlicher Schatzmeister blickt der Hahn umher. Stolz wiegt er sich auf der Stange. Den Hals ausstrekkend, kräht er. Er schlägt seine Flügel auf und zu, daß sie laut aufklatschen...

Der Hase. Wie eine Kugel flitzt er über das Feld, als hinge der Jagdhund an seinen Fersen, er knuspert hastig Gras weg, als hätte er vierzehn Tage gehungert. Er hoppelt, setzt, hüpft, springt, purzelt den Rain hinunter, setzt kühn über einen Graben, macht das Männchen, stellt seine langen Ohren aufrecht, schlägt Haken auf Haken, stellt sich auf die Hinterbeine, schnellt das Schwänzchen in die Höhe, äugt schelmisch zwischen den Tannen hervor, nagt gemütlich an einem halberfrorenen Kohlkopf, knuspert schüchtern an der Rinde... (Auch das sind Beobachtungen, denn die Kinder meiner Bergschule haben oft Gelegenheit, wild lebende Tiere zu beobachten.)

Der Hund. Er winselt jämmerlich, bellt ihn freudig an, knurrt wütend, schnarcht unter dem Ofen, kratzt Einlaß begehrend an der Türe, hockt winselnd unter dem Baum, trottet davon, mustert mißmutig den Mann, springt freudig an des Herrn Brust, schleicht den Spuren nach, springt leicht und schnell. Die Lippen hinaufgezogen, so daß man die Zähne zählen könnte, steht der Hund vor mir...

Die Kuh. Sie schreit verlangend, satzt über die Wiese, schlingt gierig das Heu hinunter, läuft schwerfällig zum Brunnen, trampelt im Stall, poltert, brüllt, stößt ein langes «Muh» heraus, streckt gierig die Zunge nach Salz aus, bohrt im Heu herum, glotzt ihn an...

Beobachtungen an toten Dingen.

Außer auf scharfe Beobachtung kommt es hier darauf an, die Natur womöglich zu beseelen und durch Bilder anschaulich zu wirken.

Der Rauch. Er qualmt dick und träge aus dem Kamin, als wäre er des Lebens überdrüssig. Faul hockt er auf dem Kamin. Frisch fliegt er dahin. Faul kriecht er über die Dächer, wirbelt in die Höhe, faulenzt auf dem Dach, wächst aus dem Kamin heraus, versteckt sich im Wald, quillt aus dem Kamin...

Der Wind. Er jagt die Wolken davon, spielt mit den Schneeflocken, rüttelt am Haus, orgelt in den Bäumen, säuselt in der Tanne, fegt durch die Gassen, heult, reißt am Haus, daß es zittert, reißt einen Baum aus, zerfetzt wild das Gewölk, jagt zornig die Wolken am Horizont, wie ein böser Hirt die Herde vor sich hintreibt, schüttelt wütend die Baumkronen, winselt wie ein Hund...

Die Wolke. Auf dem Kamor hockt eine große, heimtükkische Wolke. Sie zieht frech heran, hängt drohend am Himmel, wandert weiter, schwimmt dahin, verdeckt die Sonne, schaut mit einer sauren Miene auf die Erde, zieht schadenfroh vor den Himmel, stößt zornig eine andere fort...

Die Sonne. Sie versteckt sich hinter den Wolken, lugt herab, blinzelt, glitzert, schaut schelmisch zwischen den Wolken hervor, rötet die Berge, sinkt im Westen rot übergossen unter, brütet, sticht, funkelt, lugt neugierig durch den Nebelscleier, blickt gnädig auf die trübe Welt...

Der Zug. Er pustet schwerfällig das Riet hinaus, saust frisch dahin, donnert prahlend über die Brücke, hält widerwillig an, keucht müde an den Bahnhof, rast mit zwei glühenden Augen durch die Felder...

Die Flamme. Sie frißt sich gierig ins Holz, flackert unruhig auf, leckt hungrig an den Prügeln, wächst mutig empor, leuchtet prahlend auf, züngelt, nagt hungrig am Holz. Hochmütig schaut die Kerzenflamme den sterbenden Schwestern schleier, blickt gnädig auf die trübe Welt...

Der Baum. Er weicht bescheiden mit seinen Ästen den Nachbarbäumen aus, steht wie ein Grenzwächter am Weg, steht kahl und leer auf der Wiese, läßt geduldig das Toben des Windes über sich ergehen, hält trotzig dem Wind stand, prahlt in seinem Blütenschmuck. Die Tanne rauscht, ächzt, trotzt dem Wetter, schwankt wie betrunken hin und her, steht ratlos vor dem Wind, steht ernst da, als hätte sie etwas Wichtiges zu erzählen, neigt sich im Winde flüsternd zu ihrer Nachbarin...

Welche Wirkungen solche Naturstudien auf die Aufsätze haben, mag eine Siebentklaßarbeit zeigen:

Blütenzauber.

Leise ächzen die alten Buchen im Morgenwind, leise rauscht das Laub auf dem sprießenden Boden, leise wie einschläfernd murmelt das Bächlein. Im Buchenhain quarren Krähen, zwei Tauben jagen sich herum, der Fink jubiliert, der Kuckuck verkündet sein frisches Lied, der Star auf der Esche pfeift, und dazwischen hinein flüstert der Wind. — Frühlingszauber! — — —

Hier am Waldrand, ja hier neben den mächtigen Buchen, vor den schlanken Eschen, dem fröhlichen Gezwitscher der Vögel lauschend, mich an den sprießenden Lärchen erfreuend, ja, da fühle ich mich am fröhlichsten.

Neues Leben ist eingezogen in den frischen Frühlingswald. Noch vor einigen Wochen herrschte hier oben dichter kalter Nebel. Das arme Finklein auf der Esche jammerte ohne Nutzen in die Welt hinaus. — Umsonst gurrten die Tauben. Vergebens quarrten die Krähen. — Und da pfiff der Wind und jagte den Nebel weg. Die Vögel wurden fröhlich. Der Star jubilierte, der Kuckuck fing an zu rufen, der Käfer stellte sich ein, durch die Luft gaukelte der Schmetterling, die Dotterblume öffnete ihre Kelche, die Schlüsselblume entfaltete sich, und der Löwenzahn leuchtete, aber der richtige Frühling war noch nicht da. Einige Tage später deckte der Nebel alles wieder zu. Die Blüten schlossen ihre Kelche, alles war wieder vom hartherzigen Nebel umschlossen.

Aber endlich ist doch der rechte Frühling gekommen. Die Blüten sind wieder aufgewacht. Die Buchen haben ihre Knospen gesprengt, die Tannen ihre Zweiglein geschmückt, hell stechen die Lärchen hervor, von der Wiese herüber prahlen die Obstbäume mit ihren weißen Kleidern, der große Busch bewegt leicht seine Kätzchen hin und her, und erst die Gräser und Blumen, wie der Frühlingsenzian glitzert, das Schlüsselchen läutet, wie stolz der Löwenzahn glänzt, ja erst jetzt ist die Welt recht erwacht. — Blütenzauber!

Sogar das Bächlein hat sich geschmückt. Allerliebstes kleines Moos hat sich an den Böschungen angesiedelt. Einige Blütenkätzchen schwimmen im Wasser. Vom Erlenbusch fliegt Blütenstaub zu mir herüber. Ich blicke ihm sinnend nach. Ein Stück von mir entfernt setzt er sich auf die Erde. Armes Stäubchen, du kannst nichts befruchten! Du mußt vergehen ohne etwas genützt zu haben!

Langsam strecke ich mich ins sprossende Gras. Fröhlich blicke ich hinauf zum blauen Himmel. Die blühenden Bäume singen mir ein Lied, das Lied von Sonnenschein und Blütenzauber, von Leben und Gedeihen. — Und die Vögel singen, jubilieren, pfeifen und zwitschern. — So wird er weiter erfreuen, bis er eines Tages doch weichen muß — der Blütenzauber!

So erarbeiten wir unser Sprachgut. Falsch wäre es aber, die Ausdrücke den Kindern einfach an den Kopf zu werfen oder sie auf einer Tabelle zusammenzustellen und sie zur gefl. Auswahl an die Wand zu hängen, wie ich es letzthin in einer Schulstube beachtet habe. Damit stäken wir wieder im Verbalismus von anno dazumal. Nur scharfes Beobachten, ehrliches Schaffen kann das Kind zu gutem Stil bringen.

Doch wozu dies alles? höre ich sagen. Wir müssen doch keine Dichterlinge züchten! Nein, das nicht. Für Schönheitsschwärmerei haben wir keine Zeit. Aber wie soll das Kind später einmal den Weg zum guten Buch finden, wenn es nicht auf dichterische Werte eingestellt ist? Niemand wird aus dem Dichterquell schöpfen, den nicht danach dürstet. So wollen wir der reifenden Jugend ein Verlangen nach guter literarischer Kost mitgeben.

Was können wir tun, damit die Werke unserer Dichter mehr ins Volk eindringen? war letzthin eine beachtenswerte

Wettbewerbaufgabe einer literarischen Zeitschrift. Wenn der Großteil des Volkes am dichterischen Schaffen unserer Schriftsteller wenig Anteil nimmt, so darf sich die Schule nicht von aller Schuld freisprechen. Wenn wir die Kinder so nüchterne Aufsätze wie nur möglich schreiben lassen und sie nicht lehren, die Welt mit den Augen des Dichters zu sehen, werden sie später die Gattung von Schriftwerken nicht schätzen, die ihnen einst in trüben Stunden Kraft geben wird, zum Leben ja zu sagen. Guter Stil bürgt meist für den Inhalt und soll die Kinder später literarisches Edelgut erkennen lassen. Darin liegt der letzte Sinn unserer Arbeit am Stil.

Frau Holle. Eine Deutung für die reifere Jugend. Lektionsverlauf in einer 1. Sekundarklasse.

Motto: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Meditation. Wie das Weltbild in dem wertenden Auge des Erwachsenen schwankt, so schwankt im Laufe der Jahre die kleine Welt des Märchens im Urteil des Kindes. Was hier und dort einmal fest geglaubt worden ist, wird später unbegreiflich. So müßten Werte verloren gehen, ließe sich nicht dann und wann in dem Wandel der Erscheinungen eine innere unveränderliche Wahrheit festhalten. Sie suchen, heißt «die Dinge deuten»; sie selbst, «die Deutung». Eine Deutung gilt wohl nicht allgemein; andere sehen anders; aber an sich läßt sie sich nicht abweisen. Hat es uns beliebt, diese oder jene Deutung den Dingen beizulegen, so kann sie für uns immer wahr bleiben. Ein Kunstwerk wirkt ja natürlich und in erster Linie durch sich selbst, gefällt es aber unserer Betrachtung, ihm eine neue Seite abzugewinnen, so kann es uns vielleicht an innigem Vertrautsein noch näher rücken.

Ziel: Wir wollen von Frau Holle sprechen; allein wir werden uns nicht nur das Märchen erzählen, wie man es bei Kleinen macht, sondern wir wollen uns fragen: *Wer ist Frau Holle und was kann das Märchen bedeuten?* (Die Schüler haben am Tage zuvor den Auftrag erhalten, das Märchen sorgfältig zu lernen.)

Anknüpfung: Die Schüler erzählen das Märchen mit den Einzelheiten.

Lehrer: Als ich klein war und es erzählen hörte, da glaubte ich, alles sei wahr und es hat mir wohl gefallen. Später kamen mir Zweifel und ich sagte: «Nun glaub ich nicht mehr, daß es eine Frau Holle gibt. Das Märchen ist doch gar nicht wahr!» «Wenn du recht darüber nachdenkst,» hat man mir geantwortet, «findest du, es sei doch wieder wahr.» Und man fragte mich: «Wer ist denn die Frau Holle?»

Schüler: Sie ist eine alte Frau mit langen Zähnen, vor der man sich fürchtet. Und wenn sie ihre Kissen schüttelt, so schneit es auf der Welt.

L.: Sie schüttelt ihre Kissen, dann schneit es. Also wer ist sie? (Die Frage ist schwer. Das Kind kommt nicht aus dem Bilde heraus. Frau Holle ist Frau Holle und nichts anderes.)

L.: In verschiedenen deutschen Gauen sagt man, wenn es schneit, wenn die Flocken wie Federn recht durcheinander wirbeln: Frau Holle schüttelt heute ihre Kissen aus.

S.: Frau Holle ist die Wolke. (Schon ein Schritt aus der Sinnengebundenheit heraus nach einer möglichen *Bedeutung* der Erscheinung. Dieser Akt des Umwertens vom Schauen zum Denken ist zuerst fast eine unüberspringbare Kluft.)

L.: Es hat doch im Sommer auch Wolken, ohne daß es schneit.

S.: Frau Holle ist der *Winter.* (Einige Hemmung bereitete wohl auch der Geschlechtswechsel. Nun ist der Sprung getan. Das Kind ist tief erstaunt, daß ein Ding zugleich ein anderes sein kann; daß es einmal als Bild und einmal als Sinn erscheint, je nachdem man es betrachtet. Alle folgenden Zusammenhänge ergeben sich nun mit großer Leichtigkeit, wie Dreisatzrechnungen, wenn das erste Beispiel gelöst ist.)

L.: Frau Holle ist der Winter. Der Winter eine alte Frau. Wann ist denn die Erde jung?

S.: Im Frühling, wenn sie erwacht und alles noch neu ist. Dann im Sommer ist sie stark und reif, im Herbst auch noch. Aber im Winter kommt sie uns müde und schläfrig vor, kalt und unbeweglich, wie ganz alte Leute, und der Schnee ist weiß wie ihre Haare.

L.: Und die kahlen Äste, die leeren Gesträuche, die in die bleiche Luft ragen?

S.: Sind wie die dürren Arme, die knochigen Finger der Greise; sie gleichen den langen, furchterregenden Zähnen der Frau Holle.

L.: Im Märchen geht nun das fleißige Mädchen, nachdem es in den Brunnen gesprungen ist, auf dem Wege, der es zu Frau Holle führt. Wem geht es entgegen?

S.: Dem Winter.

L.: Was tut nun der fleißige Mensch, der dem Winter entgegengeht?

S.: Er kommt an den Backofen und zieht das Brot heraus. Er sorgt für das Brot. Er schüttelt die Äpfel und sammelt sie. Macht Vorräte. Auch wenn er bei Frau Holle ist, also im Winter, arbeitet er im Hause und es geht ihm gut. Hat gut zu essen. Wenn er Abschied nimmt von Frau Holle, d. h. wenn der Winter vorbei ist, kommt der Goldregen. Er ist reich.

L.: Der faule Mensch, der dem Winter entgegengeht?

S.: Sorgt nicht für das Brot, sammelt keine Äpfel und faulenzt im Hause während des Winters. Es geht ihm nicht gut.

L.: Das Märchen spricht: das ward die Frau Holle bald müde und sie sagte ihm den Dienst auf. Sie schickt es fort.

S.: Das heißt, dem faulen Menschen wird die Wohnung gekündigt, er wird fortgejagt ins Elend, in die Armut oder an den Bettelstab.

L.: Nimmt dieser faule Mensch Abschied vom Winter, so kommt das Pech über ihn. Was heißt *Pech* haben?

S.: Unglück, Mißgeschick, wenn einem alles mißrät. Der faule Mensch bekommt Unglück. Und das Pech oder Unglück verläßt ihn nicht solange er lebt.

I. Zusammenfassung. Frau Holle ist der Winter und das Märchen erzählt uns, wie ein fleißiger und ein fauler Mensch ihm entgegengehen und was sie dann erleben.

2 .Deutung. L.: Wir finden nicht nur den Winter, sondern alle 4 Jahreszeiten im Märchen. Als das Mädchen nach dem Sprung in den Brunnen erwacht, befindet es sich auf einer schönen Wiese, wo die Sonne scheint und viel tausend Blumen stehen. Welche Jahreszeit?

S.: Das ist der *Frühling.*

L.: Dann kommt es zum Backofen, wo das Brot gebacken ist, wo das Brot reif ist zum wegnehmen.

S.: Der *Sommer*, wenn das Korn reif ist, wenn das Brot auf den Äckern gewachsen ist.

L.: Der mit Äpfeln beladene Baum?

S.: Der *Herbst.*

L.: Frau Holle, die die Kissen schüttelt, daß es schneit.

S.: Der *Winter.* Das Märchen zeigt uns den fleißigen Menschen im Frühling (auf der Blumenwiese), im Sommer (vor dem Brotofen), im Herbst (unter dem Apfelbaum), im Winter (bei Frau Holle). Es sagt, was er in jeder Jahreszeit verrichtet.

L.: Es heißt: auf der blumigen Wiese ging das Kind fort. Seht den Landmann.

S.: Im Frühling ist seine Arbeit noch nicht groß. Vor dem Backofen, dem Sommer, da ruft die Arbeit in Hülle und Fülle: zieh mich raus, schneide mich, ernte mich; desgleichen aus den Apfelbäumen des Herbstes ruft es: «Schüttle uns, sammle uns,» so daß der Fleißige alle Hände voll zu tun hat. Dem Faulen rufen die gleichen Pflichten, aber es ist ihm zu schmutzig oder zu unbequem. Während des Winters rührt er sich nicht im Hause, will gar nicht aufstehen, bekommt dafür aber auch seinen besondern Lohn.

II. Zusammenfassung. Das Märchen stellt dar, wie ein fleißiger und ein fauler Mensch durch die Jahreszeiten gehen und welches dann ihr Schicksal ist.

L.: Es lassen sich auch Einzelheiten auf solche Art umdeuten. Wie das gute Kind eine Zeitlang bei Frau Holle gewesen ist, bekommt es Heimweh. Wonach?

S.: Der Mensch im Winter bekommt Heimweh nach dem Frühling.

L.: Magst recht haben. Es will jedenfalls dahin, wo der Hahn im Hofe kräht. Wann kräht er hauptsächlich?

S.: Bei Sonnenaufgang.

L.: Also wenn die Sonne wiederkehrt. Für welche Jahreszeit gilt das?

S.: Für den Frühling. Das Märchen spricht von der Frühlingssehnsucht des fleißigen Menschen.

3. Auslegung. L.: Wenn wir wollen, so sehen wir nicht nur die Jahreszeiten, sondern auch die verschiedenen *Lebensalter des Menschen* im Märchen dargestellt. Erst befindet sich der Mensch auf der blumigen Wiese, im Frühling. Welche Jahre, welche Zeit nennen wir den Frühling des Menschenlebens?

S.: Die Jugendzeit, wo alles noch jung ist und wächst.

L.: Die Blumenwiese die Jugend. Wer sind Backofen und Apfelbaum, Sommer und Herbst des Lebens?

S.: Das kräftige Alter, wo man verdienen muß, wo der Mensch in voller Kraft ist; das Mannesalter, das reife Alter.

L.: Und Frau Holle, der Winter des Lebens? Es kann nicht der Tod sein, denn die Natur lebt auch im Winter, wenn auch schwach.

S.: Frau Holle ist das Greisenalter, das schwache, gebrechliche, kalte und starre Alter, das weiß ist wie der Schnee.

L.: Es lehrt uns das Märchen?

S.: Wie ein fleißiger und ein fauler Mensch durch die Lebensalter — Jugend — Mannesalter — Greisenalter gehen. Wie sie beide in der Jugend auf der Blumenwiese fortgehen und zu den Jahren kommen, wo die Pflichten rufen nach Broterwerb, nach Sammeln und Aufheben und wie sie dann bei Frau Holle anlangen. Der fleißige erschrickt zwar zuerst ob der Gebrechlichkeit des Greisenalters (der Frau Holle), aber er wehrt sich im Hause so gut er kann und es geht ihm gut, er ißt alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Der Faule ist immer unbekümmert, ihm ist alles gleich, nicht einmal die letzten Jahre weiß er sich gut aufzuführen. Dafür geht es ihm schlecht, es wird ihm vor der Zeit gekündigt.

L.: Im Greisenalter (bei Frau Holle) bekommt der gute, fleißige Mensch Heimweh.

S.: Nach seiner Jugend.

L.: Ein guter Greis denkt gerne an seine Jugend. Ob er wirklich dahin zurückkehren möchte, um das Leben neu anzufangen, davon bin ich nicht überzeugt. Gibt es für einen Menschen im hohen Alter keine Heimat, nach der er zurückkehren mag, wohin er sich nach den Mühen des Lebens sehnt?

S.: Der Himmel, die ewige Heimat.

L.: Gewiß, und wenn er dann von Frau Holle, von seinen alten Tagen, Abschied nimmt und durch das *Tor des Todes* geht?

S.: Dann fällt Gold über ihn.

L.: Im lichten, goldenen Gewande erscheint er in seiner ewigen Heimat, und sein Gewissen ist so golden als sein Haupt und seine Hände, und eine Stimme ruft ihm entgegen: «Unser goldenes Kind ist wieder hier.»

S.: Und wenn dem faulen Menschen von Frau Holle (dem Alter) gekündigt wird und er vor der Zeit aus Elend durch das *Tor des Todes* getrieben wird, dann fällt Pech über ihn. Abscheu ist sein Kleid und schmutzig kommt er an in der ewigen Heimat. Und schwarz wie Hand und Gesicht ist sein Gewissen.

III. Zusammenfassung. Das Märchen zeigt uns also auch, wie ein fleißiger und ein fauler Mensch durch die Lebensalter gehen und wie sie in der ewigen Heimat erscheinen werden.

Meditation. In solchem Sinne ist das Märchen auch heute im besten Sinne wahr, wenn schon seine Darlegungen seltsam kraus scheinen mögen. *W. Jg.* (Zch.)

Vom Obst. III. Klasse.

1. Freies Schildern der Obsternte. (Schwache Schüler erzählen in der Mundart!)

2. Beim Äpfelpflücken: Logische Anordnung der Tätigkeiten: Der Vater machte am Abend die Leiter bereit. Er mußte noch eine Sprosse versetzen etc.

3. Einige Schüler haben vor der Stunde auf dem Tisch eine kleine Obst- und Gemüseausstellung hergestellt. Sie haben dabei Gemüse und Obst getrennt, letzteres in Stein- und Kernobst.

4. Woran und womit man das Obst erkennt: Ich kenne den Apfel an der Form. Er ist rundlich. Der Lehrer zeigt eine Apfelquitte. Auch sie hat eine rundliche Form! Hans, schließe die Augen! Rieche an dieser Frucht! Sie halten einen Apfel in der Hand! Berühre die Nuß! (Augen geschlossen!) etc.

5. Zeichnen von Früchten. Der Lehrer zeichnet eine Birne und einen Apfel an die Wandtafel. Die Schüler haben dabei Freiarmübungen zu machen, indem sie der Form mehrere Male nachfahren. Nachher freies Zeichnen auf Papier. — Eine zweite Gruppe formt mit Plastilin einige Früchte, während zwei, drei Kinder an der Wandtafel aus dem Gedächtnis die Obsternte zeichnen.

6. Lesen der Zeichnung von der Wandtafel: Der Vater geht mit einem Bennenwagen auf das Feld. Marieli guckt heraus. Im Wagen liegen einige Säcke. Der Knecht trägt die Leiter etc.

7. Schriftlich: a) Der Apfel, die Birne und die Nuß sind Früchte. b) Das Kerngehäuse des Apfels etc. Einige Schüler sagen in Mundart: Dr Stiel vom Öpfel, andere Schüler übersetzen.

8. Schüler haben den Marktbericht von Langenthal mitgebracht. Es werden damit Rechnungen gelöst: 1. 1 kg süße Äpfel kostet 30 Rp., wieviel 6 kg? etc. 2. Die Mutter geht auf den Markt. Sie kauft 1 Blumenkohl zu —.80 Fr. und 3 kg Kartoffeln zu 20 Rp. das kg. Wieviel hat sie ausgegeben?

9. Gedicht: Joggeli sött go Birli schüttle...

10. Sprachübung: Was der Bauer befiehlt. Hole die Leiter! Nimm zwei Säcke mit! Vergiß die Schnüre nicht! etc.

11. Verwendung des Obstes: roh essen, dörren, mosten, sterilisieren.

12. Besuch einer Mosterei: Verwertung des Beobachtungsganges: a) freies Schildern; b) Zeichnung einer Obstmühle und einer Presse an der Wandtafel; c) Sterilisieren einer Flasche Most.

13. Lesestücke.

Gansberg, Fritz: Deutschland in Lebensbildern. Die Unterrichtsbücher, 2 Band. Julius Beltz, Langensalza. 497 S.

Der um die Ausgestaltung des Schulwesens unermüdliche Bremer Kollege hat der Lehrerschaft ein neues Buch geschenkt: eine Sammlung von Lebensbildern aus Deutschlands Natur und Kultur. Die gewaltige Aufgabe, aus Dichtung und realistischer Darstellung das auszuwählen, was ein Bild von Deutschland und seinem Volk zu geben vermag, und von Schülern des 7. und 8. Schuljahrs verstanden werden kann, ist von Gansberg glücklich gelöst. Er geht von der Auffassung aus — und hier zeigt er sich als guter Psychologe —, daß das Kind nur dem Stoff Interesse entgegenbringt, der spannend ist, der Handlung enthält. Er vermeidet daher absichtlich die gewöhnlichen Landschaftsbeschreibungen und Reiseberichte. Mit Recht sind der Mensch und sein Werk in den Vordergrund gestellt worden. Gansberg möchte in erster Linie das Leben sprechen lassen. Die geistigen Güter werden den materiellen vorangestellt. «Sind wir nicht mit unserer Wirtschaftsgeographie in eine neue Einseitigkeit hineingeraten? Muß es nicht den Geist veröden und abstumpfen, wenn wir in erster Linie von den Ländern feststellen, was dort an materiellen Werten herauszuholen ist, was es dort zu verdienen gibt? Müssen wir nicht nach den schrecklichen Lehren des Krieges uns auch hier auf bessere Aufgaben besinnen und auf die geistigen Güter der Völker hinweisen, die sie uns geben, ohne daß sie sie verlieren, und die zur wahren Verständigung unter den Nationen anleiten?» Aus methodischen Gründen hat Gansberg die Quellen, aus denen er schöpfte, ganz frei benützt. Er kürzt und nimmt Änderungen im Text vor, wo ihm dies im Hinblick auf die jugendlichen Leser notwendig erscheint. Weniger methodisches und künstlerisches Geschick hat er in den Fragen und stofflichen Hinweisen entfaltet, die er den einzelnen Lesestücken beifügt. Hier sind Anmerkungen, die nicht in den Stoff vertiefen, sondern von ihm wegführen, nicht selten.

Gansbergs Werk bedeutet eine pädagogische Tat, auch insofern, als es einzelne Lehrer oder Arbeitsgemeinschaften zur weitern Ausgestaltung der «Lebensbilder» oder zur Schaffung ähnlicher Arbeiten ermuntern wird. Es darf aus diesem Grunde, ganz abgesehen davon, daß es jedem Lehrer, der über Deutschland unterrichten muß, eine willkommene Stoffsammlung bietet, auch den schweizerischen Lehrern bestens empfohlen werden.

Schade, daß dem Werk keine Bilder beigefügt wurden. Was sagt schließlich, namentlich einem Kinde, auch die beste Beschreibung, wenn entsprechende Gesichtsvorstellungen fehlen? Kann nicht so auch ein «Papierdenken», das Gansberg vermeiden möchte, groß gezogen werden? Kl.